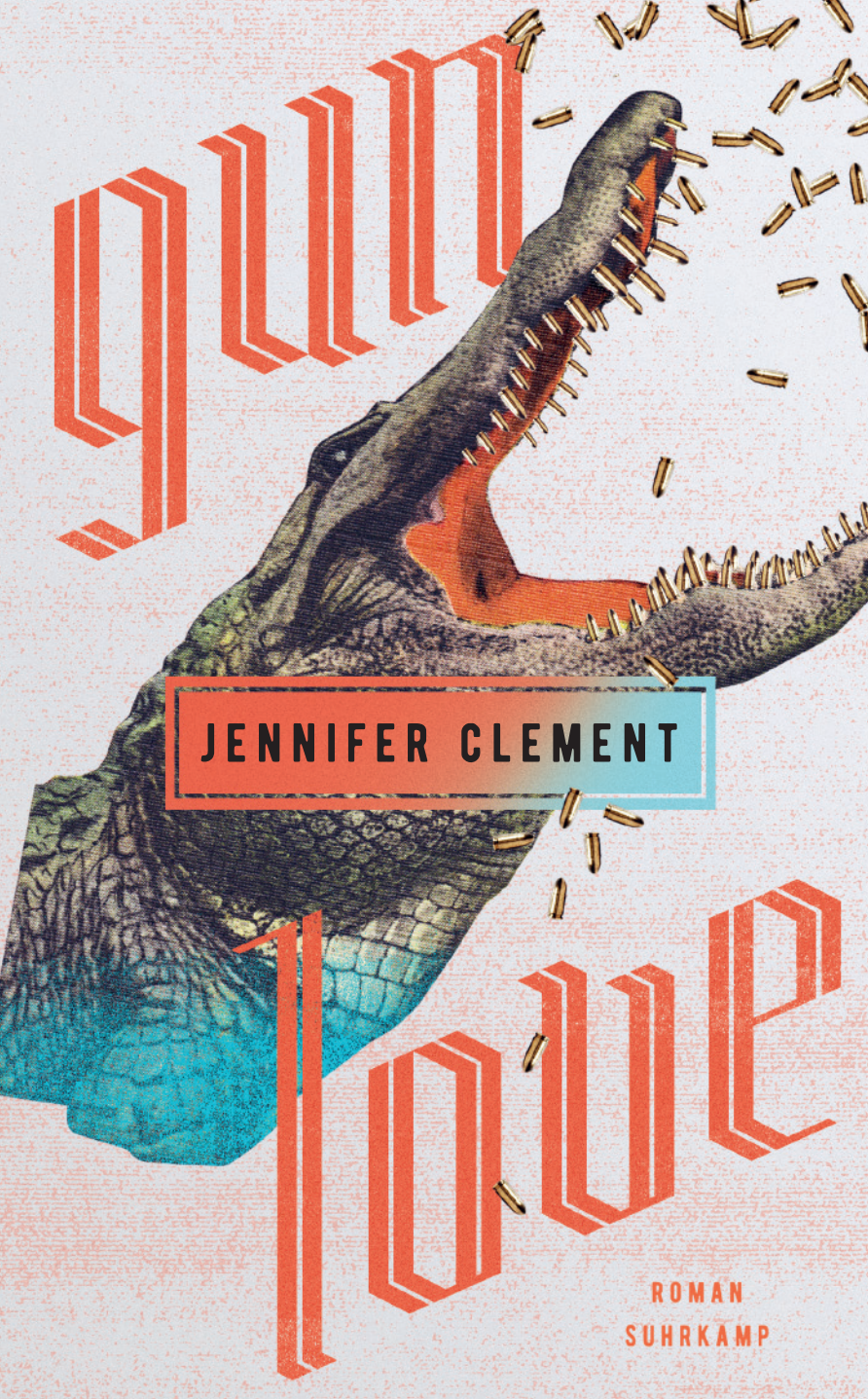




JENNIFER CLEMENT

Love

ROMAN
SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5030

Seit ihrer Geburt lebt Pearl mit ihrer Ausreißer-Mutter im Auto, das nun seit vierzehn Jahren auf dem Besucherparkplatz des Indian Waters Trailerpark steht. In dieser Gegend von Florida wachsen Kinder mit Pistolen statt Haustieren auf, Schießübungen sind Alltag, mal erwischt es Alligatoren, mal den Fluss, mal Polizisten, und sonntags sitzt man mit der geschulterten Schrotflinte im Gottesdienst. Doch im alten Ford Mercury wirken ganz andere Kräfte, hier erfährt Pearl von der Macht der Musik und der Befreiung, die die Fantasie bedeutet. Bis mit Eli ein Mann auftaucht, der das Herz der Mutter stiehlt ...

Gun Love handelt vom Zauber zwischen Mutter und Tochter inmitten des Irrsinns. In strahlenden Bildern erzählt Jennifer Clement eine Geschichte, in der Liebe und Hass, Fantasie und Wirklichkeit haltlos ineinanderfallen. Das literarische Stimmungsbild einer ganzen Nation.

Jennifer Clement, 1960 in Connecticut geboren, wuchs in Mexiko-Stadt auf, studierte in New York und Paris Literaturwissenschaft und hat Lyrik und vier Romane veröffentlicht. Als Präsidentin des P.E.N. International kämpft sie im Namen von Autoren weltweit für das Recht auf freie Meinungsäußerung. *Gebete für die Vermissten*, ihr Roman über die Schicksale gestohlener Mädchen in Mexiko, war ein internationaler Erfolg.

JENNIFER CLEMENT

**gun
love**

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Nicolai von Schweder-Schreiner

SUHRKAMP

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
Gun Love
bei Hogarth, New York/London.

Erste Auflage 2020
suhrkamp taschenbuch 5030
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2018
© 2018, Jennifer Clement
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Nurten Zeren
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47030-5

gun
love

Für Barbara

TEIL EINS

MEINE MUTTER WAR eine Tasse Zucker. Man konnte sie jederzeit ausleihen.

Meine Mutter war so süß, ihre Hände klebten immer wie nach einem Kindergeburtstag. Ihr Atem roch nach den fünf Geschmacksrichtungen der Life-Savers-Bonbons.

Und sie kannte alle Liebeslieder, die ganze Universität der Liebe. Sie kannte »Slowly Walk Close to Me«, »Where Did You Sleep Last Night?«, »Born Under a Bad Sign« und all die anderen Ich-bring-dich-um-wenn-du-mich-verlässt-Lieder.

Aber das Süße sehnt sich nach dem Bösen, und Mr Bad erkennt Miss Sweet immer schon von weitem.

Meine Mutter riss den Mund auf zu einem großen O und atmete ihn direkt in sich ein.

Ich konnte das nicht verstehen. Sie kannte doch die Lieder alle, warum wollte sie sich dann von diesem Mann das Leben verpfuschen lassen?

Als er sagte, sein Name sei Eli, war sie schon auf den Knien.

Seine Stimme machte sie sofort gefügig. Die ersten Worte reichten aus. Er sprach, als würde er singen, *I am your medicine sweet baby my oh me oh my your name has always been written on my heart.*

Von da an musste er nur noch nach ihr pfeifen.

2

ICH? ICH WUCHS in einem Auto auf, und wenn man im Auto lebt, hat man keine Angst vor Blitz und Donner, das Einzige, wovor man Angst hat, ist der Abschleppwagen.

Als meine Mutter und ich in den Mercury zogen, war sie siebzehn und ich gerade geboren. Unser Auto stand am Rande eines Trailerparks mitten in Florida und war das einzige Zuhause, das ich je hatte. Wir lebten von einem Moment zum anderen und machten uns kaum Gedanken um die Zukunft.

Den Wagen hatte meine Mutter zu ihrem sechzehnten Geburtstag bekommen.

Ein alter Mercury Topaz Automatik, der früher mal rot war und inzwischen mit mehreren Schichten Weiß bemalt, da meine Mutter ihn alle paar Jahre neu anstrich, als wäre er ein Haus. Die rote Farbe blitzte noch unter den Schrammen und Kratzern durch. Durch die Frontscheibe sah man den Trailerpark und ein großes Schild, auf dem stand: WILLKOMMEN IM INDIAN WATERS TRAILERPARK.

Auf dem Schild, vor dem wir parkten, stand Besucherparkplatz. Meine Mutter dachte, wir würden nur ein oder zwei Monate bleiben, aber dann wurden es vierzehn Jahre.

Wenn hin und wieder jemand fragte, wie es sich in einem Auto lebte, antwortete sie, Man überlegt dauernd, wo man duschen kann.

Das Einzige, was uns wirklich Sorgen bereitete, war,

dass irgendwann das Jugendamt kam. Meine Mutter hatte Angst, dass jemand von der Schule oder von ihrer Arbeit bei der Missbrauchshotline anrief und man mich zu einer Pflegefamilie brachte.

Sie kannte die ganzen Abkürzungen auswendig wie das R.I.P. auf den Grabsteinen: CPS, Child Protective Services; FCP, Foster Care Plus; und FF, Family Finding.

Wir dürfen uns nicht mit zu vielen Leuten anfreunden, sagte meine Mutter. Irgendwer will immer den Heiligen spielen und sich einen Stuhl im Himmel sichern. Ein Freund kann schnell zum Richter werden.

Seit wann ist im Auto leben Missbrauch?, fragte sie, ohne eine Antwort von mir zu erwarten.

Der Platz lag in Putnam County. Das Gelände war gerodet worden, so dass mindestens fünfzehn Wohnwagen draufpassten, es waren aber nur vier besetzt. In einem davon wohnte meine Freundin April May mit ihren Eltern Rose und Sergeant Bob. Pastor Rex hatte einen für sich allein, und Mrs Roberta Young und ihre erwachsene Tochter Nolle den direkt neben dem verwahrlosten Spielplatz. Ganz hinten, weit weg vom Eingang und unserem Auto, lebte ein Mexikanerpärchen, Corazón und Ray.

Das hier war nicht der Süden von Florida bei den warmen Stränden am Golf von Mexiko. Wir waren weder in der Nähe der Orangenplantagen noch von St. Augustine, der ältesten Stadt von Amerika. Und auch nicht in den Everglades, wo Moskitoschwärme und ein dichtes Rankendach empfindliche Orchideen schützten. Nach Miami, wo es kubanische Musik gab und Straßen voller Cabrios, war es ein weiter Weg. Selbst Disney's Animal Kingdom und Magic Kingdom waren weit weg. Wir lebten im Nirgendwo.

Der Trailerpark lag zwischen zwei Highways und einem

Bach, den wir Fluss nannten, der aber nur ein Nebenflüsschen vom St. Johns River war. Hinter ein paar Bäumen lag die Müllkippe der Stadt. Wir atmeten den ganzen Müll ein. Gase von Rost und Verwesung, korrodierte Batterien, faulendes Essen, tödliche Krankenhausabfälle, Medikamentendämpfe und Schwaden von Reinigungskemikalien.

Meine Mutter sagte, Wer bitte rodet heiliges Indianerland für einen Trailerpark und eine Müllkippe? Dieses Land gehört den Timucua, ihre Geister sind überall. Wenn du einen Samen säst, wächst etwas anderes daraus. Säst du eine Rose, kommt eine Nelke aus dem Boden. Säst du einen Zitronenbaum, schenkt dir die Erde eine Palme. Säst du eine Weiß-Eiche, wächst dort ein großer Mann. Der Boden hier ist völlig durcheinander.

Meine Mutter hatte recht. In unserem Teil von Florida lief alles durcheinander. Das Leben war wie ein Schuh am falschen Fuß.

Wenn ich die Schlagzeilen der Zeitungen las, die neben den Süßigkeiten an der Supermarktkasse auslagen, wusste ich, dass Florida etwas von einem wollte. Da stand: RUF NIEMALS DIE POLIZEI, KAUF DIR EINE WAFFE; BÄR KEHRT NACH UMSIEDLUNG IN DIE STADT ZURÜCK; MEXIKANISCHES HEROIN FORDERT VIER TODESOPFER und AUS HURRIKAN WIRD BEWÖLKTER TAG.

Eines Tages im Sommer tauchten in der Nähe vom Fluss siamesische Zwilling salligatoren auf. Mit vier Beinen und zwei Köpfen.

Meine Freundin April May hatte sie entdeckt. Sie war am Fluss gewesen und hatte die Alligatorenbabys im Sand neben dem kleinen Steg liegen sehen. Die weiße Eierschale klebte noch an ihrem gemeinsamen schuppigen Rücken.

April May blieb nicht lange. Sie wusste, was wir alle

wussten: Wo ein Alligator-Ei ist, ist auch eine wütende Alligator-Mutter.

Nachdem sich die Nachricht auf dem Gelände herumgesprochen hatte, liefen wir alle an den Fluss, um zu sehen, ob die Babys noch da waren. Kaputte Eierschalenstückchen lagen um die Alligatoren herum, die sich keinen Zentimeter vom Ort ihrer Geburt entfernt hatten. Und die Alligator-Mutter ließ sich einfach nicht blicken. Die Babys waren kaum größer als Küken.

Am nächsten Morgen tauchten die ersten Lokalreporter auf. Gegen Nachmittag trafen die Fernsehsender in Trucks mit ihrem Filmequipment ein. Am frühen Abend hatte jemand eines der vier Beine mit blauem Nähgarn an einer Palme festgebunden, damit das Tier nicht weglaufen konnte.

Zwei Tage lang war der ansonsten leere Besucherparkplatz voll mit Autos und Ü-Wagen samt Ausrüstung. Unsere kleinen siamesischen Zwillingsalligatoren, geboren auf unserem Puzzlestück Land, waren landesweit in den Nachrichten.

Nur eine Reporterin, eine große, schlanke Schwarze mit hellgrünen Augen und CNN-Baseballcap, interessierte sich für unser Auto. Aus irgendeinem Grund blieb sie auf dem Weg zum Fluss zufällig vor unserem offenen Wagenfenster stehen.

Meine Mutter war bei der Arbeit. Sie arbeitete als Putzfrau im Veteranenkrankenhaus. Ich war gerade aus der Schule gekommen und schmierte mir auf dem Armaturenbrett ein Sandwich mit Erdnussbutter und Marmelade.

Die Reporterin steckte den Kopf durchs Fenster und sah sich um.

Wohnst du hier drin?, fragte sie mit Blick auf die Rückbank.

Ich nickte.

Ist das von dir? Hast du das gemalt?, fragte sie und zeigte auf eine Kreidezeichnung vom Sonnensystem, die mit Tesafilm an die Rückseite des Fahrersitzes geklebt war.

Sie trug einen goldenen Ehering und einen Verlobungsring mit dickem Diamanten.

Ich schaute bei Frauen immer auf die Hände, um zu sehen, ob sie verheiratet waren. Meine Mutter meinte, ein Ring sei für die Liebe so etwas wie ein Reisepass oder Führerschein.

Ich nickte und legte das Brot, das ich mit einer dicken Schicht Blaubeermarmelade beschmiert hatte, zurück auf den Teller.

Nein, nein, mach ruhig weiter, sagte sie. Ich würde gern mit dir über die Alligatorenbabys sprechen, okay? Aber zuerst muss ich dir ein paar Fragen stellen. Wie alt bist du?

Ich bin neun.

Ich musste die ganze Zeit auf ihre goldenen Love-Forever-Ringe starren.

Ich war damals neun. Ich erinnere mich genau daran, weil die Alligatoren in der Woche vor meinem zehnten Geburtstag auftauchten. Mein Leben im Auto besteht für mich außerdem aus zwei Teilen – bevor meine Mutter Eli Redmond kennenlernte und danach. Diese beiden Wörter – »bevor« und »danach« – gehörten auf eine Uhr.

Du lebst also in diesem Auto?, fragte die Reporterin. Sie hatte den Kopf fast komplett durchs Fenster gesteckt. Wie heißt du?

Pearl.

Wie lange lebst du hier schon?

Seit ich ein Baby bin.

Und wie macht ihr das mit der Toilette?, fragte sie.

Wir benutzen die auf dem Platz, vom Trailerpark. Neben dem Spielplatz. Manchmal drehen sie das Wasser ab, wenn es wegen der Müllkippe schlecht riecht. Dann gehen wir zu McDonald's und putzen uns da die Zähne.

Warum riecht denn das Wasser so schlecht?

Wegen der Müllkippe, das weiß hier jeder. Der Müll ist schlecht für das Wasser.

Einen ganz schön edlen Teller hast du da, sagte die Reporterin.

Ich betrachtete das weiße Porzellan mit den zarten rosa Blumen und grünen Blättern.

Das ist Limoges, sagte ich. Aus Frankreich.

Die Reporterin schwieg kurz und fragte dann, Lebst du gern hier im Auto?

Man kommt schneller weg, wenn es eine Katastrophe gibt. Na ja, das sagt meine Mutter immer.

Die Reporterin lächelte und ging. Über die Alligatorenbabys sprachen wir nicht mehr.

Nach drei Tagen waren alle Reporter weg, weil die Alligatoren am dritten Morgen nach ihrem Auftauchen tot waren.

Die Reporter stiegen in ihre Autos und Trucks und fuhren genauso schnell weg, wie sie gekommen waren. Ein zwanzigminütiger Trauermarsch.

Die hatten es aber eilig. Sie haben sich nicht mal umgesehen, ob sie etwas vergessen haben, sagte meine Mutter.

Uns war klar, dass sie den Geruch von der Müllkippe nicht aushielten. Unser Müll vertrug sich nicht mit ihrem Parfüm.

Als die Reporter weg waren, schlüpfte meine Mutter in ihre Turnschuhe, schnappte sich ihren zerfransten Strohhut und stieg aus dem Wagen.

Komm, wir sehen uns die Alligatorenbabys an, sagte sie.

Auf dem Weg zum Fluss nahm sie meine Hand. Wir waren fast gleich groß. Wer uns so gesehen hätte, hätte uns wahrscheinlich für zwei neunjährige Mädchen auf dem Weg zur Schaukel gehalten.

Meine Mutter und ich liefen über den Platz, den Pfad entlang, vorbei an Zypressen und Riedgras. Unterwegs scheuchten wir einen Schwarm blaugelber Libellen auf.

Die Nachmittagssonne stand am wolkenlosen Himmel. Wir warfen lange, schlanke Schatten, die uns vorauseilten. Wie zwei Freunde führten sie uns zum Fluss.

Was ist das Beste daran, in einem Auto zu leben?, fragte ich.

Das kann ich dir sagen. Dass wir keinen Gasherd haben. Als Kind und auch später noch hatte ich immer Angst, dass das Gas an blieb. Ich hasse diesen Geruch nach altem Kohl. Und im Grunde haben wir auch keinen richtigen Strom, sagte meine Mutter. Und keine Steckdosen. Irgendwer versucht doch immer, so was wie eine Haarnadel oder eine Gabel in die Dinger zu stecken. Gut, dass ich mir deswegen keine Sorgen machen muss.

Der weiche Boden auf dem Weg von unserem Auto zum Fluss sah schlimm aus. Das Gras war niedergetrampelt, hier und da lagen Plastikflaschen, zerdrückte Dosen und weiße Kaugummiklumpen herum. Unter einer Zypresse hing ein aufgerolltes schwarzes Stromkabel.

Meine Mutter und ich hatten erwartet, die toten Alligatoren zu sehen, aber als wir ans Ufer kamen, waren sie nicht mehr da.

Der weiße Sand, auf dem sie am Tag zuvor gelegen hatten, war jetzt roter Sand. Nur ein kleines Häufchen Schuppen und Fleisch hing noch an dem blauen Faden.

Die Kugeln hatten die Neugeborenen zerfetzt.

Die Schützen hatten ein paar leere Hülsen und Patronen zurückgelassen.

So richtig wundern tat uns das nicht. Die Leute hier machten gern Schießübungen. Irgendwer hatte immer den Finger am Abzug. Die beiden Alligatorenbabys hatten von vornherein keine Chance.

Einmal entdeckten wir sogar ein Einschussloch in unserem Auto. Die Kugel hatte die Haube durchbohrt und musste irgendwo im Motor stecken, zumal wir weder sie noch ein Ausschussloch fanden.

Wann ist das passiert?, fragte meine Mutter, als wir das saubere Loch im Stahl mit dem dunklen Schmauchring drum herum bemerkten.

Wir hatten es nicht mitbekommen.

Heutzutage jagen die Leute schon Autos, sagte sie. War nur ein Scherz. Die Kugel muss sich verirrt haben.

Aber wir wussten beide, dass das nicht ungewöhnlich war. In diesem Teil von Florida bekamen Dinge schnell mal eine Kugel verpasst, einfach nur so.

3

WENN ES MORGENS regnete und das Wasser vor den Scheiben stand, träumte ich nicht von einem Haus. Das war ein zu großer Traum. Ich träumte von Möbeln. Ich stellte mir vor, einen Stuhl und einen Tisch zu haben.

Nachts legte ich ein Kissen auf die Handbremse, so dass aus den beiden Vordersitzen ein Bett wurde. Im dunklen Fußbereich neben Bremse und Gaspedal bewahrte ich ein Paar Turnschuhe und Sandalen auf.

Meine Bücher und Comics lagen in kleinen Stapeln in einer Reihe auf dem Armaturenbrett, verzogen von der Sonne, die jeden Tag auf sie schien.

Unsere Lebensmittel bewahrten wir im Kofferraum auf, wir ernährten uns von Dingen, die nicht im Kühlschrank lagern mussten.

Unsere Kleidung lag zusammengefaltet in Einkaufstüten.

Im Handschuhfach hatten wir Zahnbürsten, Zahnpasta und Seife. Und die Dose mit dem Insektenspray. Jeden Abend vor dem Schlafengehen schlossen wir die Fenster und Türen und sprühten den Wagen mit Insektenspray voll. Jeden Morgen, wenn wir uns streckten und gähnten, hatten wir den Geschmack von dem Zeug im Mund, und kurz darauf vermischte er sich mit dem von Cheerios und in Wasser aufgelöstem Milchpulver.

In diesem Wagen brachte meine Mutter mir bei, wie man einen Tisch deckt und wie man Tee serviert. Sie zeigte mir,

wie man ein Bett bezieht, indem sie ein Geschirrhandtuch um ein Buch wickelte.

Mit so etwas kannte meine Mutter sich aus, weil sie in einem großen Haus mit Veranda, Swimmingpool und fünf Badezimmern aufgewachsen war. Sie hatte Angestellte und ein extra Spielzimmer mit all ihren Spielsachen. Sie konnte Klavier spielen und sprach Französisch, weil zweimal die Woche ein Französischlehrer zu ihr nach Hause kam. Wenn meine Mutter gut gelaunt war, streute sie immer ein paar französische Wörter in ihre Sätze ein. Zu ihrem siebten Geburtstag bekam sie ein Shetlandpony.

Meine Mutter hieß Margot, nach Margot Fonteyn, der berühmten Ballerina. Meine Mutter war grazil und voller Anmut. Ihr Hals war lang und schlank wie der einer Tänzerin. Sie hatte zarte Gliedmaßen, lange Finger und gelbe Haare, die wie eine dichte gelbe Wolke von ihrem Kopf abstanden.

Mit elf war ich genauso groß wie meine Mutter und wuchs danach auch nicht mehr.

Du bist der Apfel an meinem Apfelbaum, sagte sie.

Meine Mutter nannte mich Pearl, weil sie sagte, Du warst so weiß. Du kamst von einem Ort, der weit entfernt ist von jedem normalen Geburtsort wie einem Krankenhaus oder einer Klinik.

Sie sagte, Niemand wusste davon, und ich hab dir deinen Geburtstag geschenkt, nur dir, ganz allein, in aller Stille. Ich hab nicht geschrien, und du hast nicht geschrien.

Ich bin in das Bad neben meinem Zimmer gegangen, weil es dort eine lange Badewanne gab, von einer Wand zur anderen, sagte sie. Ich musste mir jeden Schritt genau überlegen. Ich hab mich in die Wanne gelegt, als wäre sie ein Bett. Erst Handtücher und eine Decke und dann mich.